

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1905

245 (21.10.1905) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 42

Adalbert Stifter.

1805 — 23. Oktober — 1905.

(Nachdr. verb.)

Im Flachlande des südböhmischen war er geboren, sein Leben ist innerhalb der schwarzen Grenzpfähle verlaufen und auch sein Dichten hat sich treulich fast ganz an die österreichische Heimat gehalten. Aber welcher österreichische Dichter ist so schnell wie er durch ganz Deutschland gedrungen! Er hat es wirklich zur Volkstümlichkeit gebracht, und als die dreißigjährige Schicksalsprüfung vor sieben Jahren abgelaufen war, machten sich alsbald Wertungen und Zeitungen über seine Erzählungen her, und diese Luft, ihn nachzudenken, ist geblieben bis zum heutigen Tage. Wie das nur kommen konnte? Er ist als Dichter keineswegs ein Gewaltiger vor dem Herrn, aber sein dichterisches Amt ist voll Freundlichkeit, Geduld, voll Genügsamkeit, und dieses Wesen hat zugleich auch wieder so viel bescheidenes Selbstbeschränken. Nichts Titanisches ist an ihm, nicht einmal ein Empfinden für das Titanische. Die großen Stürme und Gräber seiner Zeit greift er nicht, er setzt sich sogar prinzipiell gegen sie. Er ist im Grunde ein zufriedener Mensch, der dem Glaubenssatz duldet und ihm auch wirklich nachlebt: daß man aus der kleinsten Blüte Honig saugen könne. Also seine Zufriedenheit ist kein entartetes lächelndes Verzicht auf Lebensfreude, sondern will im Gegenteil überall auf das Glück im Erleben, Breiten und Vereidigen des Schönen hinaus. Er will menschliche Klarheit und Vollkommenheit um sich sein und würdigt alles unter dem Gesichtswinkel einer Sittlichkeit, die ihm durch ewiges Weltgesetz festgelegt erscheint und zum Stern einer ehrliebenden Religiosität wird. Aus diesen Zügen wird die große Volkstümlichkeit erklärlich, die er zu Lebzeiten genoß: er war der Typus des zufriedenen gebildeten Kleinbürgers der vor- und nachmärzlichen Zeit. Er ist nicht ein Bahndreher des Neuen, er ist ein Nachhall und Ausklang des Vergangenen. Klassisch und Romantisch zittern in sein Bedürfnis, zu verehren und in sein Schaffen hinein. Er ist ein Teil jener geistigen Unterströmung in den dreizehnten bürgerlichen Schichten, die die großen geistigen Bewegungen erst zu empfangen begannen, als sie geschichtlich bereits vorübergerauscht waren und nur noch traditionell ins Leben herüberwimmten.

Der deutsche Kleinbürger des vergangenen Jahrhunderts hat keine eigene, hervorleuchtende geistige Bedeutung; er hält an „alten Vätern“ fest und mischt die Elemente dieses „guten Alten“ zu zusammen, daß ein Elchir herauskommt, wie er's für sein konterbaiter ungeliebtes Gemüt braucht. So lebt in Stifters Poesie der alte Schweizer Nollenschwammer und der naturfromme Witzbütteler Antmann Brodes, der Dichter des vielbändigen „Redlichen Vergnügens in Gott“, und Jean Paul, der dichterisch-gemächliche Menschenfreund und Naturenspürer, lebt darin, und von allem, was in Klassik und Romantik nicht düster und himmelstürmend war, hat er sein Teilchen Leben. So kommt es, daß er, der die kleine Wirklichkeit der Welt so gut zu sehen und künstlerisch zu würdigen und festzuhalten wußte, romantische und realistische Züge so innig in sich mischt, daß man ihn weder einen Romantiker noch einen Realisten nennen kann. Er wußte sicher viel vom Menschen und hat Beweise gegeben, daß er von Seelenkenntnis etwas verstand, aber er war doch vor allem der Dichter der Natur, in dessen Werken der Mensch selber hinter dem, was er sich her so scharf und farbig sah, schemenhaft zurücktrat. Er hat die Natur mit den Augen Ludwig Richters, des lieben Malers und Zeichners der deutschen Kleinbürgerlichen Welt, geliebt, stand als Poet um ein beträchtliches Stück über seinem dortgeschichtenden Zeitgenossen Berthold Auerbach, aber über ihn selbst geht dann die Entwicklung der Literatur, den Menschen in der Natur erwerbend, weiter und sie reißt — fühlbar auch durch den Einfluß Stifter'scher Schaffens — Dichter wie Storm und Rosegger. Das große dichterische Wollen und Stürmen, das neben dieser Kinte die Zeit bewegte, hat Stifter nicht in seinen Kreis gezogen; es ließ ihn ab, ihn, dessen Leben auch keinen jungen Sturm und Drang kannte. Dem wilden ziellosen jungen Deutschland war er von ganzer Seele abgeneigt, und so hat er nach dem Märzjahr auch für den Dichter der Kleinbürgerlichen Lebensstrahl, für Friedrich Hebbels eigenartige Wucht, sein künstlerisches und auch sein menschliches Verständnis behauptet. An Stifter's Haltung kann man geradezu lernen, weshalb jene Zeit der fünfziger und sechziger Jahre einen Hebel bei Seite liegen ließ. Stifter steht immer ruhig, ausgehend zwischen den Extremen; er lehnt hier den gefühlswütigen katholischen Amaranth-Dichter Redwitz und dann auch die bemothene Volksstimmlichkeit ab und dort den trodenen bürgerlichen Realisten Freytag, der ihm zu sehr Techniker und zu wenig Poet war und dessen Roman Soll und Haben ihm als „Reichthumstheorie“ galt. Der Kleinbürgerliche Dichter forderte Gefühl, aber er lehnte jede Ueberchwänglichkeit ab — er sprach von hausbackener Poesie — unerbittlich ab; er mochte weder siebendeckel noch eisfalk leiden, und dazu und zu seinem Kleinbürgerlichen Sittlichkeitsideal insbesondere stimmt denn auch, daß er wohl die Antike, aber nicht deren Nachdichter liebte.

So war er auch den politischen Ereignissen seiner Zeit gegenüber gestimmt. Vom prinzipiellen Liberalismus der vormärzlichen Zeit wollte er nichts wissen; der war ihm zu einseitig und oberflächlich, und er stellte sich auf die Seite derer, die diesen vormärzlichen Liberalismus für die achtundvierziger Revolution, die ihnen gar nicht nach Geschmack war, verantwortlich machten und aus dem Scheitern der Revolution nichts als eine erbärmliche Blaupause jener Richtung entnahmen. Er beteiligte sich

nicht offen an der politischen Bewegung, aber das bedeutete nicht, daß er mit dem Handeln des herrschenden Systems absolut einverstanden gewesen wäre. Er tadelte, aber nicht öffentlich, und wiederum stellte er sich andererseits gegen den proletarischen Schreden, der ihn vor der Möglichkeit eines hereinbrechenden „andern Unnuzuges“ bangen ließ. Er war vom Schlage des honesten Bürgers, der oppositionelle Gefühle spürt, aber in den Bürgerkrieg nicht schloß und vor der anrückenden Contre-revolution die Finte präsentiert. Wer wie Stifter so sehr aus künstlerischem Prinzip gegen alles Raute, Große, Leidenschaftliche protestierte, konnte freilich auch kein Verständnis haben für die geschichtliche Bedeutung die in der revolutionären Wildheit verlebender Proletarier und verelender Kleinbürger lagte. Solche Leute haben eben nur eine kulturelle Masse und hängen um die geübte Kulturordnung, die in ihrem Sinne ruhte. Sie hatten kein Talent zur politischen Tätigkeit, und wo sie sich schon einmal aufs politische Gebiet wagten, ernteten sie nichts als Mißrat nach außen und Lebensverbitterung nach innen. Es war ganz logisch, daß diese verängsteten, idealgeleiteten Elemente sich der Aufgabe der Volkserziehung wandten. So eben auch Adalbert Stifter. Man gab ihm — denn populäre Namen brauchte man — ein staatliches Amt. Die Stelle als Gymnasialdirektor für Wien und Unterösterreich wurde ihm von oben her angetragen; er dankte, erklärte aber, die Inspektion der Volksschulen sei ihm lieber, und der Wunsch wurde ihm denn auch nach erfolgtem Bögern erfüllt (1850). Er nahm seine Sache sehr ernst. Ein paar Jahre bewies das. Er schrieb 1849 in einem Briefe: „Jetzt nimmt man allerlei Anläufe, aber das oberste Prinzip sieht noch nirgends fest, daß nämlich Erziehung die erste und heiligste Pflicht des Staates ist, denn davon muß er uns zu Menschen machen, daß er Staatsbürger habe, und ein Staat sei keine Strafanstalt, in der man immer Kanonen braucht, daß die wilden Tiere nicht losbrechen.“ Und dann ein anderes Wort: „Die Natur erzieht und bildet den Menschen nicht durch Maßregeln, und wenn der Staat Menschen erziehen will, so kann er es auch nicht durch Maßregeln, sondern nur durch Menschen, die schon etwas sind; dann muß er sie aber auch etwas gelten lassen.“ Der gute Stifter aber, der dem Uebel so ehrlich zu Leibe wollte, erlebte das gerade Gegenteil. Das Elend der Landeskulturbürokratie, das er so treulich geachtet hat, blieb; in einem fruchtlosen Arbeiten vergebete sich seine Kraft; Dummheit, Engherzigkeit und Kriecherei schwammen oben auf. Ein Lebewohl, das Stifter geschrien, wurde, weil es nicht in katholischen Geiste geschrieben sei (NB. Stifter war katholisch), ministeriell befeitigt. Grillparzer prägte das Epigramm:

Süß ihr Leute, laßt euch sagen:
Der Künsts hat den Unterricht erschlagen!

Und Stifter schuf 1859: „Freiheit von amtlicher Zwangsarbeit wäre mir das ersehnteste Labial; Zwangsarbeit aber nenne ich es, wenn ich klar Wahres verweigern, dem Gegenteil mich schmeigeln füge und es fördern muß.“ Er ertrug diesen Zustand freilich immer noch jahrelang; ein getreuer Untertan blieb er, und zum Politiker, der eine offene Tat wagte, machte ihn auch die Zwangslage nicht. Auch das gehört zum Bilde dieses Mannes, der für das geschichtliche Wesen der gesellschaftlichen Genemnisse, die sich zwischen Ideal und Wirklichkeit drängen, so gänzlich blind war. Diese gesellschaftlichen Verhältnisse entgingen seinem Auge, weil er den Blick von der Masse der unvollkommenen Menschen um sich her abwandte und ehrfurchts- und schneidlichvoll nur auf ein paar „einzelne stehende große und gute Menschen“ einstellte.

Und hier ist auch der Schlüssel zu einer wichtigen Seite seiner Dichtungen — der Erzählungen und Romane — gefunden: er liebte die Natur, deren begnadeter Dichter er war, und er sah in ihr die Menschen nicht als Gesellschaftswesen, sondern als Naturwesen. Er sagte einmal, er wende sich an einfache Leute, weil sie der Natur näher stünden. Dieses Wort verrät eben, was er im Menschen dichterisch suchte und gestalten wollte. In seinen besten Arbeiten machten die Menschen, denen die größte Liebe seiner Arbeit gilt, wie die schönsten Blumen inmitten der waldigen und heidigen Welt. Man denkt an Waldbilder von Schwind, auf denen auch eine Genobefa, ein Einlieber zum Ereignis der Wald- und Feldlandschaft wird, die sie umgibt, Hebbel hat ein Epigramm geschrieben, das die Ueberschrift trägt: „Die alten Naturdichter und die neuen“; es lautet:

Wißt ihr, warum auch die Käfer, die Butterflumen so süßen?
Weil ihr die Menschen nicht kennt, weil ihr die Sterne nicht seht!
Schautet ihr tief in die Herzen, wie könntet ihr schwärmen für Käfer?
Säht ihr das Sonnenlicht, sagt doch, was war' auch ein Strauß?
Aber das mußte so sein; damit ihr das Kleine vortrefflich
Befertet, hat die Natur Flug auch das Große entrückt.“

Das ging auch auf Stifter, und Stifter selbst sagte in seinem breiten Romanwerk „Nachtlommer“ sein Programm in die Worte: „Das Große ist mir klein, das Kleine ist mir groß.“ So aber ist es wirklich: seine Ausflüge auf das Gebiet des geschichtlichen Romans, die ins Große gehen sollten, sind künstlerisch nur klein geblieben. Die kleiner gefassten Erzählungen, die man als „Studien“ (1840) und „Wunde Steine“ kennt, enthalten aber jene Stücke, die des Dichters ausdauernde Kunst hervorbrachten. Sie sind die Form, in der der ganze Mensch Stifter mit seiner schönheitsvollen Naturliebe aufgehen konnte, und die eben deshalb auch heute noch wirken. Menschliche Gerechtigkeit ist der Magnet, der aus ihnen wirkt. Stifter's Ziel war: „guten Menschen eine gute Stunde zu

einmal reden hören. Aber man muß dazu besondere Ohren haben, und ich befürchte, die meisten taugen nicht dazu. Schwer gelehrt muß man dazu sein und auch noch ein Dichter. Es gibt so einen in Deutschland. Vielleicht schreibt er einmal den Sang der Berge am Bierwaldstätter See.

Vom Träumen.

(Nachdr. verb.)

Die Mittel des Schlafes und des Traumes haben von jeher Gelehrte und Ungerlehrte eifrig beschäftigt. Die wissenschaftliche Erforschung und Aufhellung dieser Mittel hat auch heute noch nicht zur völligen Aufklärung der vielen Fragen führen können, die so alltägliche Vorgänge dem Forscher stellen. Immerhin hat die unaußgelebte Beschäftigung mit diesen Problemen uns einige Schritte vorwärts tun und weitere Einblicke erhoffen lassen.

Subjektiv kennen wir unseren Schlaf nur durch das Träumen. Wir fühlen, daß unser Traumbewußtsein anders ist als unser Wachbewußtsein, sich diesem jedoch um so mehr nähert, als der Schlaf leichter ist.

Ueber das Traumleben sind neuerdings durch experimentelle Untersuchungen wichtige Aufschlüsse gewonnen worden. Schon vor längeren Jahren hatte Murray die rätselhaften Vorgänge beim Träumen durch Versuche an eigenen Leibe aufzuhellen versucht. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen widersprechen merkwürdigerweise vielfach den herrschenden Annahmen. Wichtig ist besonders die festgestellte Tatsache, daß es beim Menschen keinen Traumlosen Schlaf gibt. Die Menschen träumen während des gesamten Schlafes, selbst während des tiefsten. Man hatte sonst angenommen, daß wenigstens der Tiefschlaf traumlos sei, und daß das Traumleben sich hauptsächlich in der Zeit des Ueberganges vom Wachen zum Tiefschlaf und aus dem Schlaf zum Erwachen, im sogenannten Halbschlaf entfalte. Wasche wies gerade das Gegenteil nach; der Tiefschlaf ist die Zeit der vollständigen Entfaltung des Traumlebens; erst dann, wenn vollständige Bewußtlosigkeit des Schlafers eingetreten ist, herrscht die unbewusste Gehirntätigkeit schrankenlos, und während dieser Zeit werden auch jene Probleme häufig gelöst, über deren im Wachen vergeblich vergeblich Lösung der Schlafler erlaucht. Die vielen Menschen, die berichten, niemals geträumt zu haben, und sich ihres „gehunden Schlafes“ rühmen, weil sie gleich nach dem Einlegen in gewohnter Ruhelage in Tiefschlaf versinken und daraus ebensovornemittelt erwachen, diese anscheinend traumlosen Personen sind demnach einer Selbsttäuschung zum Opfer gefallen. Sie erinnern sich ihrer Träume nicht, weil man sich in der Regel nur der Träume des Morgenschlafes erinnert, dieses Halbschlafes, aus dem man leicht erwacht. Bei tiefen Personen ist dieser Halbschlaf so kurz, daß davon nach dem Erwachen nichts mehr erinnerlich ist. Nur ganz ausnahmsweise kann ein tiefer Schlaf insofern traumlos sein, als auch im Wachen vorübergehend völlige Untätigkeit des bewußten Denkens eintreten kann.

Uebrigens behaupteten schon die Philosophen Descartes und Leibniz, daß es keinen traumlosen Schlaf gebe. Auch Professor H. Forel-Daunanne hatte schon vor etwa zehn Jahren die Behauptung aufgestellt (in seinem Buch „Der Hypnotismus“), daß alle Menschen im Schlaf fortwährend träumen. Er sagt: „Man kann mich z. B. zu keiner Nachtstunde noch so unerwartet wecken, ohne daß ich wenigstens das letzte Bruchstück einer Traumwelt erwische, das ich aber sogleich wieder total vergesse, wenn ich es nicht sogleich aufschreibe oder mir mehrmals im Wachzustande energisch wieder vorstelle. Was mir dann als Erinnerung bleibt, ist das Bild der im Wachzustande erneuten Vorstellung, nicht die direkte Erinnerung an den Traum, denn die letztere verwischt sich fast immer ganz nach dem Erwachen.“

Aus allen Gebieten.

Technik.

Neue amerikanische Maschinen. Die Kölnische Volkszeitung berichtet über zwei Maschinen, die sich jüngst ein amerikanischer Erfinder hat patentieren lassen. Die eine ist dazu bestimmt, Briefe in die Couverts zu stecken, diese zu schließen und mit Marken zu versehen. Mit Hilfe der Maschine kann ein einziger Arbeiter in einer Stunde 16 000 Schreiben zur Verwendung fertigmachen. Die andere Maschine faltet Zeitungen und Broschüren, bringt sie unter Streifenband, das bereits mit Marke versehen ist, schreibt auf dieses die Adresse und verteilt die Druckfaden sogar in die einzelnen Beutel, die dazu dienen, eine Sortierung der Sendungen nach verschiedenen Richtungen vorzunehmen. Der Nutzen dieser Maschine liegt so auf der Hand, daß sich alle Geschäfte, die viel mit der Versendung von Briefen und Druckfaden zu tun haben, ihren Besitz mit großer Freude begrüßen werden, vorausgesetzt, daß die Maschinen gut und zuverlässig arbeiten und nicht zu kostspielig sind. Eine dritte amerikanische Maschine die in Chicago das Licht der Welt erblickt hat, wird in ganz andern Kreisen Interesse erwecken. Es handelt sich nämlich um die Herstellung von Fruchtorten in großem Maßstab. Diese Sortenmaschinen sollen imstande sein, täglich 3000 Fruchtorten von mittlerem Umfang und 9000 Fortchen zu fabrizieren. Sie wird durch einen Elektromotor betrieben, und zu ihrer Bedienung genügen drei Leute. Der geknetete, geblätterte und ausgegliche Teig wird auf Matten von passender Größe und Form gebracht, in diesen auf eine Form gesetzt, dann gebuttert und mit den gewünschten Früchten garniert, mit vanilliertem Zucker überstreut. Schon diese Vorrichtungen geschehen sämtlich durch die Maschine. Dann werden die Formen auf eine Kette ohne Ende angebracht und wandern nacheinander durch drei Defen, deren Boden elektrisch geheizt ist, und sind nun in gebrauchsfertigem Zustand.

Aus dem Tierleben.

Die Wuff der Insekten. Die poetische Bezeichnung der Getanen und der Guschreden als „Violinisten des Feldes“ ist, wie ersichtende

Unsere Forschungen erwiesen haben, wissenschaftlich besser begründet, als man zunächst annehmen möchte. Man weiß jetzt, daß die Kette der Insekten mit der Hervorbringung solcher Töne gar nichts zu tun hat, sondern daß alle Insekten eine Art „Instrument“ haben, mit dem Mutter Natur sie zu diesem Zweck begabt hat. In den meisten Fällen ist dieses Instrument wenigstens im Prinzip auffallend einer rudimentären Violine ähnlich, wie mikroskopische Untersuchungen zeigen. Die gestimmten musikalischen Insekten kann man, nach einem Aufsatz im „Scientific American“, in zwei Gruppen teilen: 1. Insekten, die ihre Flügel nicht gebrauchen. Die zweite Art ist die bei weitem zahlreichere. Sehr merkwürdig ist die Tatsache, daß alle Insekten Tenöre sind und diese Vokstimmungen ganz unbekannt sind; immer sind auch die Männchen die Kraxler, die Weibchen bleiben stumm.

Viele Insekten singen bei Tage. Ein Insekt dieser Art ist die schwarze Feldgrille, die sich in der Erde eine kleine höhlenartige Wohnung bereitet. Andere Insekten singen nur nachts, z. B. die Haus- oder Baumgrillen, deren regelmäßig modulierte Töne jeder kennt. Der von diesen Insekten gebrauchte Apparat ahmt genau einer Violine, der Hinterschlag ist zum Teil mit kleinen, bräunenartigen Erhebungen oder Stanten bedeckt, gegen die die Flügel gerieben werden, wodurch dann der für das Insekt charakteristische schneidende Ton entsteht. Andere Insekten, wie Heuschrecken und verwandte Arten, haben wirkliche Vogen, die mit feinen Erhebungen bedeckt und mit zwei knorpeligen Auswüchsen an den Flügeln besetzt sind. Andere haben Söhlen, über die eine feine Membran gezogen ist, und die als Resonator wirken; bei fast allen Insekten dieser Art dient ein pergamentartiger Teil des Hinterleibs als eine Art Resonanzboden.

Es ist höchst merkwürdig, daß viele dieser musikalischen Insekten kein Gehör haben; die Grillen bilden jedoch eine Ausnahme, denn sie haben scharfe Ohren und hören bei dem Ton sich näherer Fußtritte mit ihrer Wuff auf. Einige Insekten können auch ein Geräusch hervorbringen, obgleich sie anscheinend aller Mittel zur Erzeugung von Tönen beraubt sind. Ein Beispiel dieser Art bildet die Guschrede Microcentrum teinervis, die einen kurzen monotonen Klang hervorbringt, wie wenn zwei Metall- oder Glühstabe aneinander gerieben würden. Weiteren Untersuchungen muß es überlassen bleiben, die Stimmen der Insekten musikalisch zu bestimmen und festzustellen, ob ihr Gesang durch die Jahreszeit, die Tagesstunde, das Alter der Insekten und meteorologische Bedingungen beeinflusst wird.

Das Nähmädchen.

Von Maurice Reinhold von Stern, Linz a. D.

Ich bin 'ne kleine Nähmamsell
Und morgens muß ich ins Geschäft.
Oft schon, wenn kaum am Himmel hell
Der Tag die Lichtgardinen reißt.

Dann steh ich vor dem Spiegel hin
Und kämm und bind mein blondes Haar.
Und denk dabei in meinem Sinn,
Wie sonnenam ich immer war.

Zu Hause nichts wie dumpfe Not.
Am Schulhaus nur ein Schimmer Licht.
Und dann der Kampf ums eigne Brot —
Ach Gott, wie blaß ist mein Gesicht!

Ich stichle ohne Unterlaß.
Manch Brautkleid näht ich schon bei Licht.
So wurden meine Wangen blaß —
Mein eigen Brautkleid näht ich nicht.

Was man bei uns so Liebe nennt,
Ach Gott, das kenn ich alles auch!
Doch wenn's mir so im Herzen brennt,
So mein ich, was bei euch der Brauch.

Möcht auch geliebt, geachtet sein,
Und hätt gern auch ein eigen Nest.
Ich sehn mich auch nach Sonnenschein
Und hielt gern auch was Liebes fest.

Und wenn es dämmert, wenn es tagt,
So wird's mir oft so brennend weh,
Weil niemand Schweifer zu mir sagt,
Und niemand fragt, wohin ich geh.

Die ganze Welt schreit nur nach Brot,
Nach Licht und Liebe möcht ich schrein.
Das beste wär, ich läge tot
Unter dem nächsten Leichenstein.

Humoristisches.

Sparbarkeit. Der Verehrer eines Fräuleins ist in der offenkundigen Absicht, um die Hand seiner Angebeteten anzuhalten, in deren Elternhaus eingetroffen. Da er aber sehr schüchtern ist, wird es spät abends, ohne daß er von seiner Absicht etwas merken läßt. Da meint die Mutter: „Ella, mach ihm nur Mut, damit er bald ankäht, — es ist ja schade um das Petroleum, das wir verbrennen!“

Buchdruckerei und Verlag des „Volksfreund“, G e d u. Cie., Karlsruhe i. B.

Bereiten." Wer seht sich nicht nach solchen Stunden in unseres Lebens wirbelnder, tosender Urrast? Wir finden sie draußen vor den Stadtgrenzen in Feld und Wald. Nun, und auch Stiller, der Dichter seiner böhmischen Waldheimat, führt uns hinein in diese grüne, heimliche reiche Welt, die so viel Genesungsraft in sich birgt.

Neuere Anschauungen über rationelle Ernährung.

Das weitaus eisenreichste und deshalb am ausgiebigsten blutbildende Nahrungsmittel ist das Blut selbst, das man früher Blutarne im Schlachthaus noch wahren tranken ließ. Gleich zweimäßig ist der Vituegenus in Form von Blutwürstchen, die aber nicht zu scharf gewürzt sein sollen, oder in Gestalt von mit Wehl verarbeiteten und getrockneten Blutpfeifen, wie sie besonders in den baltischen Provinzen genossen werden. Mit diesen Blutpfeifen allein lassen sich die besten Kuren an Blutarmen und Weichsichtigen machen, indem sie alle anderen Eisenmittel meist vollkommen überflüssig machen. Daneben ist auch das rohe Fleisch sehr eisenhaltig und somit blutbildend, solches sollten Blutarne und Konvaleszenten noch blutig schon morgens früh zum Frühstück in ausgiebigen Portionen genießen. Sogar noch eisenreicher als Fleisch sind aber Spinat, Kohl, Erdbeeren, Erdbeeren, gelbe Rüben, weiße Bohnen, Erbsen, Kartoffeln, Getreidekörner, Trauben und endlich als das eisenärmste pflanzliche Nahrungsmittel das Weizenmehl, das an Eisensauer nur noch von der Milch übertrifft wird.

Wie alle Samen, so enthalten auch alle Früchte ihre nahrhaftesten und schmackhaftesten Bestandteile, wie alle Nährsalze überhaupt, so auch das Eisen dicht unter der Schale gelagert. Deshalb ist es ungewöhnlich, die Früchte, wie Äpfel und Birnen, zu schälen. Man esse sie vielmehr, um ihres vollen Wohlgeschmacks und Nährwertes teilhaftig zu werden, mit der Schale, deren Oberfläche durch Eintauchen in Wasser und darauf folgendes Abreiben mit einem Tuche von etwa darauf gelangten Verunreinigungen, wie Staub und Bakterien aller Art, geläubert werden kann. Trauben und kleinere, garne Früchte genügt es durch Schwemmen in Wasser von allfällig anhaftenden Schmutzpartikeln zu reinigen.

Von den Nährsalzen ließe sich noch manches andere, wichtige sagen. Doch will ich mich darauf beschränken, noch einige Bemerkungen über den Wert von verschiedenen sogenannten Genussmitteln zu machen. Heute noch glauben unzählige Leute, daß Fleischbrühe und das durch Eindampfen der Lösung daraus gewonnene Fleischextrakt außerordentlich nahrhaft und kräftigend seien. Das ist nun vollkommen falsch. Die eingehenden Untersuchungen des Basler Physiologen Professor Dr. Gustav v. Bunge, dem wir die größte Mehrzahl der hier vortragenen neuen Untersuchungsergebnisse in bezug auf den Nährwert der verschiedenen Nahrungsmittel verdanken, haben festgestellt, daß der Nährwert dieser Substanzen gleich Null ist. Sie sind nur den Appetit und die Verdauung anregende Genussmittel, aber durchaus keine Nahrungsmittel. Das Endresultat seiner Untersuchungen über die Fleischbrühe faßt Professor von Bunge dahin zusammen: „Von der Fleischbrühe wissen wir nichts anderes, als daß sie den meisten Menschen angenehm schmeckt und riecht.“ Nun haben die außerordentlich wichtigen neuesten Untersuchungen von Prof. Ivan Pawlow in St. Petersburg an Hunden mit Wagenjügel erwiesen, daß die Fleischbrühe, die Fleischextraktlösung, bei Daniederliegen des Appetits eine sehr günstige Wirkung auf die Absonderung des Magen-saftes hat.

Der Appetit ist nicht nur der beste, sondern in der Regel auch der einzige Auslöser des gesamten, höchst komplizierten Verdauungsmechanismus. Fehlt er, so ist die ganze übrige Verdauung und Ausnützung der Speisen im Magen und Darmkanal eine höchst langsame und mangelhafte; denn alle gewöhnlichen Speisen, wie Stärkemehl, Fett, flüssiges Eiweiß und Zucker, ohne Mitwissen des Intellektes und ohne Appetenz direkt in den Magen gebracht, sind durchaus nicht imstande, reflektorisch eine Carit-absonderung im Magen auszulösen. Die einzige Ausnahme von dieser allgemeinen Regel machen Milch und Fleischbrühe. Das zu wissen ist besonders für die Krankenbehandlung von größtem Werte, indem man der an sich nicht nahrhaften Fleischbrühe allerlei nahrhafte Beilagen hinzusetzt, wie sie in den verschiedenen Suppen zur Anwendung gelangen.

Während Kochsalzwasser und Salzsäurelösungen die Magen-saft-absonderung befördern, hemmen alkalische Wässer und Sodalösungen diese, gleichwohl aber auch die Verabreichung von Fett. Also sind diese drei Mittel die besten Vorläufer einer krankhaft gesteigerten Salzsäure-absonderung im Magen. Während Alkohol in größeren Mengen zu den Mahlzeiten genossen die Verdauung verlangsamte und mit der Zeit einen Magenkatarrh verursachen kann, wirkt er sehr wohlthätig zur Vermildung scharfer Speisen, indem er diese von den Magenwänden und untereinander löst und leichter verdaulich macht. Konzentrierter Alkohol in Form von starkem Schnaps ist bei Magendrücken nach dem Genusse schwer verdaulicher Speisen ein treffliches Heilmittel, indem er eine ganz enorme, im Vergleich zur Norm fast hundertmal stärkere Schleimabsonderung im Magen auslöst, welche die Magenwände vor weiteren Reizungen und Inzulten von seiten der Speisen schützt. In gleicher Weise eine außerordentlich starke Schleim-absonderung auslösend wirken auf die gereizte Magenschleimhaut nur noch schwache Höllensteinlösungen.

Das beste und ausgiebigste Stärkungsmittel bei Körperlicher Ermüdung sind allerdings nicht alkoholhaltige Getränke, welche nur das

Ermüdungsgefühl lähmen, ohne eigentlich zu nützen, sondern Aufgüsse von Kaffee oder besser noch Schwarztee mit Zucker vermischt. Nicht nur wird der Zucker außerordentlich rasch ins Blut aufgenommen und steht den Muskeln als neues Heiz- und Kraftmaterial alsbald zur Verfügung, sondern das in beiden Getränken gleichermaßen enthaltene wirksame Prinzip, das Koffein oder Tein, zwei identische Körper, regt nicht nur den ermüdeten Körper zu neuen Leistungen an, ohne ihn nachträglich zu lähmen, sondern löst auch viel besser den Durst. Dabei wirken diese Getränke außerordentlich erfrischend und belebend auf das ganze Nervensystem und stimulierend auf die gesamte geistige Tätigkeit.

Das im Kakaoo enthaltene Theobromin wirkt in ähnlicher Weise. Pulverisiertes Kakaoo mit Zucker vermischt in Form von Schokolade ist ein so konzentriertes Nahrungsmittel, daß es nicht gewöhnlich als Probiant für jedermann für längere oder längere Touren empfohlen werden kann. Es ist nämlich kaum möglich, in anderer Form bei gleich geringem Volumen und Gewichte gleichviel Nahrungsstoff mit sich zu führen. So ist Schokolade, die mit Brot genossen sehr angenehm schmeckt, das empfehlenswertere und am leichtesten mitzuführende Erfrischungs- und Nahrungsmittel, das besonders auch Kindern regelmäßig zum Neimüh-brot in die Schule mitgegeben werden sollte.

Die Kakaobohne besteht zur Hälfte ihres Gewichtes aus einem Fett-träger, der sogenannten Kakaobutter, und enthält außerdem noch etwa 12 Prozent Eiweiß. Ihr Nährwert ist ein ganz hervorragender und deshalb sollte dieses herrliche Geschenk der Tropen, das Karl v. Linne, der Vater der Botanik, mit Recht als Theobroma Kakaoo, d. h. Götter-speise, bezeichnet hat und das uns unsere Kolonien in Menge in besser Qualität liefern, viel häufiger, als dies bis jetzt gemeinhin geschah, auf jedem Tische zu finden sein. Kakaoo ist nicht nur ein anregendes Genussmittel, eine Delikatesse, die sich nur die Wohlhabenden gönnen dürfen, sondern ein empfehlenswertes Nahrungsmittel, das jedermann zugänglich gemacht werden sollte.

Kunst und Tendenz.

Eine Frage des Arbeitergesanges.

Jetzt, wo die Arbeiter-Gesangsvereine sich zur Winterkampagne rüsten, finden wir in der Sächsl. Arb.-Ztg. eine Auslassung, die der Beachtung unserer Arbeitergesänger wert ist. Ein Aufruf an die Arbeiter, sich nur in Arbeiter-Gesangsvereinen zusammenzufinden und dort in der Hauptstadt das Arbeiterlied zu pflegen, gibt dem Verfasser Anlaß zu folgenden Bemerkungen: Wenn es in dem Aufruf heißt: „Es ist bedauerlich, wenn sich Genossen herbeilassen, in bürgerliche Gesangsvereine einzutreten,“ so ist mir wunderbarlich, daß das besonders betont werden muß. Es ist doch eigentlich selbstverständlich, daß der Arbeiter nicht dahin geht, wo er nur geduldet ist, sondern den Vereinen beiträgt, in die er seinem ganzen Denken und Fühlen nach gehört. Wie die Verhältnisse auf dem Gebiete des Arbeitergesangs heute liegen, sind die einzelnen Vereine geradezu Ständesvertretungen geworden, wobei wir nicht einmal an Berufsvereine, wie Lehrer-Gesangsvereine, denken. In allen Vereinen ist für die Aufnahme eines neuen Mitgliedes weniger die Frage: „Wie singt der Mann,“ als: „Was ist er,“ entscheidend. Diese Zustände sind vom Standpunkte eines reinen Kunstinteresses aus zu beklagen, aber wir müssen uns mit ihnen als dem einmal Gegebenen abfinden. Und wie der Gesangsclub eines jeden anderen Standes das Interesse hat, gerade „seinem“ Gesangsverein beizutreten, so muß auch der Arbeiter das Interesse haben, „seinem“, d. h. den Arbeiter-Gesangsvereinen, anzugehören. Aber nicht nur das Interesse muß er haben, sondern auch die Pflicht. Es ist bekannt, daß viele Arbeiter-Gesangsvereine nur über geringen Mitgliederstand verfügen und deshalb zur Lösung größerer Aufgaben unfähig sind. Diesem Zustand zur Verbesserung zu verhelfen und „seinem“ Vereine beizutreten, ist deshalb Pflicht jedes Arbeitergesängers.

Es heißt in dem erwähnten Aufruf weiter: „Wir wollen ein gutes Lied, das die Freude an Natur Schönheit, an Wald und Fluß und Sternennacht besingt, sicherlich nicht verdammen, und ebenso erklingen gern Lieder von Menschenliebe und Leid, von Trennungsschmerz und vergnügter Geselligkeit. Aber unser Höchstes bleibt doch das „reine Lied,“ das Lied, in dem unser sozialistisches Fühlen und Hoffen begeistert und begeisterten Ausdruck erhält.“ Hier hat der Einsender weit über das Ziel hinaus geschossen, und da Meinungen wie obenstehende weit verbreitet sind, so sei auf diese Frage näher eingegangen.

Es ist die Kunst einer Tendenz zu dienen hat oder „frei“ sein soll, in dieser Frage stehen sich Künstler und Laien vielfach scharf gegenüber. Der Laie vertritt oft einen Standpunkt, der sich als eine Art lautmännlicher Bezeichnung läßt, nämlich den, daß die Nachfrage die Produktion bestimmt. Die Ware wird den Wünschen des Käufers entsprechend hergestellt. Nur vergessen diejenigen, die so denken, daß Kunst eine Ware ist und daß künstlerisches Schaffen wie auch künstlerisches Genießen keine Faktoren sind, die sich kommandieren lassen.

Der künstlerische Genuß! Wie oft hört man die Klage, daß der Arbeiter zwar kunstfähig sei, aber diesen Trug nicht stillen könne, weil es ihm sowohl an Geld wie an Zeit gebricht. Das ist zum Teil richtig. Und deshalb ist es mit Freude zu begrüßen, wenn sich innerhalb der Arbeiterklasse künstlerische Vereinigungen bilden, die sich den Lebensgewohnheiten der Arbeiter anpassen. Diese künstlerischen Vereinigungen sind aber oder sollen wenigstens sein die Arbeiter-Gesangsvereine. Es heißt den in der Arbeiterklasse vorhandenen kulturellen Interessen einen schlechten Dienst zu erwiesen, wenn man einen Teil der ihrer Lösung dienenden Faktoren nur als Helfer im proletarischen Klassenkampf angesehen wissen will. Das Leben des Arbeiters ist schwer genug an Mangel. Einmal kommt auch für ihn eine Stunde, wo er sich über Erdenweh und Leid hinaussetzt. Hier soll die Kunst eintreten

Es soll den Gesagten hinausheben über das Alltägliche, sie soll ihn, wenn auch nur auf Augenblicke, flühen lassen, das es Kitter nicht, die des Lebens noch wert sind. Sollen dem Arbeiter diese Stunden künstlerischen Genusses genommen werden? Soll er sich nie, auch für kurze Stunden nicht, als freier Mensch fühlen dürfen, soll er immer und immer nur in seiner Eigenschaft als Mitglied der proletarischen Klasse gelten?

Gesetzt den Fall, durch irgend einen Zufall, beispielsweise einen Lotteriegewinn, sei eine politische oder gewerkschaftliche Organisation in die Lage versetzt, eine Gemädegalerie zu gründen, die zu einer Zeit geöffnet ist, in der der Arbeiter sie auch besichtigen kann. Ob es da jemand einfielen, die Gemälde in der Hauptstadt nach dem Stoff auszuwählen und nicht nach dem künstlerischen Wert! Und in der Musik liegt es genau so!

Wenn ein politischer oder gewerkschaftlicher Verein sich zu irgend einem Feste oder ähnlichem die Witwinton eines Arbeiter-Gesangsvereins sichert, so ist es selbstverständlich, daß dann Arbeiterlieder erklingen, daß dann die Tendenz für die Wahl des Stüdes ausschlaggebend ist. Auch die Ausführenden des Saales mit Wildern, Wästen usw. wird dann dem Zwecke angepaßt. Aber — und nun die Hand aufs Herz, Arbeiterlieder! — wirkt ein von allen Teilnehmern gesungenes Ständchen nicht doch erhebender, begeisternder, als ein vom vierstimmigen Männerchor mit dem sorgsam taktierenden Dirigenten an der Spitze Dir vorge-tragenes?

Hier ist die Grenze zwischen Kunst und Tendenz, hier scheiden sich die Wege. Und der vierstimmige Männerchor darf nur ein Notbehelf sein, wenn Polizeiverordnungen das gemeinsame Singen untersagen!

Und was lehrt uns denn die Geschichte des Männergesangs-wesens? Als in vormaliger Zeit kein freies Wort gesprochen werden durfte, da man zusammen und ließ im Liebe die Sehnsucht nach Freiheit, nach Menschenrechten austönen. Aus dieser Zeit, wo der Inhalt des Textes fast alles und die musikalische Einleitung fast nebensächlich war — wenn es nur leicht zu singen war und schnell in den Kopf ging — schreiben sich die Gewohnheiten des Männergesangs-wesens her, die unter dem Ausdruck Viedertafelie berichtigt wurden und deren Folgen heute noch zu spüren sind. Vor allem zu spüren sind in dem unangenehm durch musikalischen Gehalt vieler Männerchor-Kompositionen. Die Frage darüber will nicht verheimlichen. Die Arbeitergesangsvereine sollen aber die einst von bürgerlichen Vereinen begangenen Fehler nicht nachmachen. Ihre Aufgabe liegt in noch weiterem Felde, und das muß auch einmal berührt werden.

Die ganze Miere der Kompositionen für Männerchor liegt in dem Mißverhältnis zwischen Stoff und Ausführenden. Was haben denn die Männerchöre zu singen? Serenaden, Liebeslieder, Tröler, Raucher, sogar Mädchenlieder (z. B. Pöhlis und die Mutter), Trübslieder usw. Setzen nur ist der Gegenstand dem ausführenden Materiale angemessen. Infolgedessen hat sich, da Material und Inhalt zu verwechseln sind, die Praxis in die Komposition eingeschlichen. Und die Frage nach der leichten Ausführbareit ist für viele Kompositionen ausschlaggebend geworden. Das braucht aber nicht immer so zu sein. Gerade die soziale Bewegung unserer Zeit, das Emporstreben der Arbeiterklasse kann die Kunst des Männer-chors einst hervorbringen. Aber es wird nicht die Lieberlieferung, die Wurde sein, auf der die neue Männerchormusik sich erhebt, sondern ein Neues, ein auf allgemein musikalischen Bewegungsgesetzen aufge-baut.

Und des sollen die Arbeitergesangsvereine eingebet sein! Schon hat die Dichtkunst, schon hat die bildende Kunst den sozialen Gedanken unserer Zeit erloht, auch die Tonkunst wird kommen! Und welches Instrument eignet sich zur Ausführung einer solchen Komposition besser als singende Männer? Schon können wir den Gesang sogar leben! Unser bedeutendster deutscher Komponist der Jetztzeit, Richard Strauß, hat der sozialen modernen Lyrik Lieder verlehren, vorerst noch für eine Männer-stimme und Klavier. Aber sein Arbeitsmann, sein Steinlocher können schon die neue Zeit, zeigen schon den Weg, auf dem die neue Musik gehen kann. Und dieser Weg ist nicht leicht. Lauben Obren, verschlossenen Herzen wird die neue Kunst gegenüberstehen, gerade bei Arbeitergesängern, die keine musikalische Vorbildung genießen haben! Die Obren, die Herzen zu öffnen, das ist die kulturelle Aufgabe der Arbeitergesangsvereine, die das aber nur vermögen, wenn sie auch das reiche Stimuliert ausgiebig pflegen. Hierzu freilich gehört eine gewisse Größe der einzelnen Vereine, und auch aus diesem Grunde ist es notwendig, daß fangensreudige Arbeiter den Arbeitergesangsvereinen gegenüber ihre Pflicht erfüllen!

Der Vierwaldstätter See.

Wie ein Kreuz mit krummgebogenem Längsbalken, so liegt der Vier-waldstätter See zwischen den Bergen der Urspitze eingebettet. Wenn die Sonne scheint, ist das Kreuz aus geschmolzenem Smaragd. Aber mit einem einzigen Blick löst sich dieses leuchtende Gesehilde der Alpen nur vom Luftballon aus überleben. Vom Schiff aus betrachtet, ist es ein See, aus dessen Form man erst klar wird, wenn man ihn schon öfters der ganzen Ausdehnung nach durchfahren hat. Während der Dampf-schiffahrt von der Ausgangsstation Luzern bis zur Endstation Flüelen ist es ein ständiges Versehen der hohen Bergflüssen, die sich immer wieder um vermeintliche neue Seen gruppieren. Oft stoßen zwei Felsenengen so nahe zusammen, oder gehen übereinander, daß man sich in einem Becken eingeschlossen glaubt, aus dem es kein Entzinnen mehr gibt. Aber plötzlich, während das Schiff silberne Wellen in dem geschmolzenen Smaragd auf-wirft, treten die Felswände auseinander, und man hat eine über alle Erwartung breite Durchfahrt in ein neues Becken. So geht es in reichem Szenenwechsel fort. Die blühe Ausblicke auf lauchende, mit weißen Willen

Aberkreute Ufer hier, und dort gigantische Felsenwände aus rotem Nagel-fluß oder blauem Basalt. Aber je weiter wir fahren, desto gewaltiger wird die Szenerie. Die grünen, schwellenden Rippen der Matten, die zwischen dem Wasser des Sees und dem Gestein des Urgebirges liegen, werden immer schmaler, und schließlich steigen die Felswände senkrecht auf der Flut hinauf zum Himmel, und auf ihren Graten liegen, wie Kube-lesken für die Götter, die weißen Wollen. Für die Menschen aber ist in den senkrechten Wänden ein Weg eingeleitet, von dem man durch loggen-artige Höhlenöffnungen hinab in die grüne Tiefe blicken kann. Ueber dem See und der in den Felsen geschliffenen Straße sieht man oft gewaltige Bänder im Gestein. Sind es Höhlen, in denen früher Rindwürmer und dort Götter gehaust? Wöllin hat ein Bild gemalt, das lebhaft an diese Szenerie erinnert. Da streift aus einem solchen Loch ein Saurier seinen langen Hals heraus und läßt den spitzen Kopf herabhängen bis auf ein schmales Felsenband, über das gerade Wanderer hinziehen wollen. Eine unangenehme Situation. Er sieht, da kommt dieser schwarze Rauch aus der Felsenhöhle, und drinnen im Berg dröhnt und donnert es. Hausen da drin noch Ungeheuer? O ja, das eiserne Ungeheim der modernen Menschen saust durch die Eingeweide der Berge. Es ist der Gottbarzug, und die vom See aus sichtbaren Wälder sind Abzugskanäle für den Rauch der Maschine. In Flüelen, wo sich wieder eine liebliche Alpenlandschaft, das Neuhof, öffnet, steht mächtig qualmend die Lokomotive mit dem Zuge, dessen Donner in den Bergen wir gehört. Er hat große Dinge vor und die Rauchwolken aus dem Schlot werden immer dicker und schwarzer. Er geht über schwindelnde Brücken und tosende Gewässer hinauf gegen den Gottbar, um diesem schließlich in Vierzündiger Fahrt durch den Granitfels zu dampfen. Adio! Grüße nach Italien!

Die vielgestaltige Szenerie des Vierwaldstätter Sees, die besonders durch den Kulissenwechsel der Berge bedingt ist, wird noch variierter durch erhebliche klimatische Unterschiede. Während z. B. die internationale Fremdenstadt Luzern in ihrer gegen den Nord- und Ostwind ungeschützten Lage im Winter sehr rau und kalt ist, besitzt das zwei Stunden davon entfernte, in einer nur gegen Süden offenen Buch gelegene Dorf Erölen das milde Klima des Winterkurorts Montreux am Genfersee. Drogen auf den Höhen des Nigzauges herrscht der Winter mit all seinen Gefahren, und 1400 Meter niedriger bleibt der Schnee kaum einmal recht liegen. Dafür ist es aber auch im Sommer in diesen Buchten, in denen Wignau, Geröu und Brunnen liegen, oft unerträglich heiß.

Was den Vierwaldstätter See aber noch besonderen Reiz verleiht, das sind die unendlich verschiedenen Profile und Konturen der Berge, die ihn behüten wie einen Schatz. Der Nig ist ein aus schiefgelagerten Nagel-flüchichten aufgebauter Bergzug mit sanften Hängen, der in seiner höchsten Erhebung 1800 Meter hoch ist. Nur dadurch, daß an der Südküste von der brädeligen Gebirgsmasse stellenweise mächtige Stücke abgeklüftet und so senkrechte Wände entstanden sind, die kilometerweit deutlich die Lagerung des Gesteins zeigen, bekommt der Nig auch etwas Gewaltiges. Aber im Grunde ist er doch ein harmloser Berg mit grünen Matten, auf den die ältesten Kanuten mit der Fahrradbahn, die ein Steigungsmaximum von 25 Prozent hat, hinauffahren.

Da ist der Sildseite des Sees, und sein wild geklüftetes Felsengebirge mit dem harren Fadenkamm erhebt sich bis zu 2200 Meter Höhe. Er ist nicht wie der Nig lauerweise aus zusammengebundenem Kalk und Kies entstanden, sondern ist aus einem Guß im Urzeiten geboren. Aus hartem, freidem Basalt ist sein Felsenfels, auf dem er nicht viel Grünes duldet. In feinerer Partikelheit sieht er stolz da, ein rebellischer Besele. Und doch ist er gebändigt worden. Eine feine Fahrradbahn mit Steigungen bis zu 48 Prozent haben die Menschen ihm nun den Leib geunden, und oben, etwas unterhalb vom höchsten Gipfel, steht ein großes Sotel.

Ein kleinerer Bruder vom Nig ist der Würgestock, ein Berg, der von unten an einen schönen Anfang genommen hat, dem aber dann offenbar die Courage ausgegangen ist. Unmöglig zu sagen, daß auch auf seinem Gipfel ein Hotel thront, das nachts dadurch eine malerische Reflekt für sich macht, daß es mit einem ungeheuren elektrischen Scheinwerfer Lichtstrahlen in alle Dörfer und Städte am See schickt.

In der Art des Nig, nur massiger und mächtiger in der Wirkung ist der Frohnalshof bei Brunnen. Seine Linien sind abgerundet, aber doch kühl geschwungen. In einem einstigen, 1000 Meter hohen Sturz fällt der Kopf des Frohnalshof ab, gerade als ob der Schöpfer mit einem ein-zigen zornigen Hammer Schlag das Stück abgeplittet hätte.

Ihm gegenüber reicht der Uricrothof mit seinen ewigen Firnen in die Wollen. Er hat bei seinen 3300 Metern Höhe schon die Formen des Hochgebirges mit den weiten, schneegefüllten Mulden, die von zackigen Föhnern eingestrichen sind. Ganz hinten aus dem Neuhof hervor leuchtet die feine, spitze Pyramide des Wristenstod, und hinter Brunnen ragen die zwei Niesenzähne der Wthen drohend in die Luft. So ist das grüne Smaragdsee des Vierwaldstätter Sees gefaßt in mächtigen Bergen von erhabener Schönheit. Sermons in stone hat, glaube ich, Muskin die Alpen genannt. Ja, stumme Reden sind's, aber gewaltige. Und ich möchte sie wohl einmal in einer stillen Sternennacht neben hören, so wie in Selma Lagerlöfs Jerusalem die Berge von Palästina miteinander reden. Was müßten das für wunderbare Mären sein vom Pyrameer und den Sauriern, die da gekämpft, wo jetzt in weißen Flanelle aelleidete Engländer ihren See auf den Hotelterrassen trinken; und von der Eizzeit, wo alles dies nur ein einziger großer Gletscher war; und von den Hochbaumenschen und dann von Gannibal, als er das Neuhof hinaus über den Gott-hard zog mit seinen Elefanten. Und wie dann die Menschen immer klüger wurden; wie zuerst der Donner der Feuerkräften von den Bergen wider-haltte; wie sie die Eingeweide der Berge durchbohrten und mit Dampf-maschinen hindurchfahren; wie sie aus den Wasserfällen Licht machten und es über die Berge und Täler sandten; wie die ersten Dampfkräfte den See durchpflügten. Ueber all dies möchte ich die Berge am Vierwaldstätter See